

## **Presseartikel zu Donald Barthelme**

### **Inhalt:**

#### **Zu «Der König»:**

- Ronald Pohl, Der Standard, 18./19. März 2006
- Beat Mazenauer, Der Bund, 13. April 2006
- Joachim Büthe, DeutschlandRadio Büchermarkt, 24. Mai 2006
- Thomas Leuchtenmüller, NZZ, 9. September 2006
- Nicolai Kobus, taz, 30. September 2006
- Jörg Sundermeier, Jungle World, 4. Oktober 2006
- Dieter Wenk, Kultur und Gespenster, #1, Sommer 2006
- Ingo Steinhaus, blog.denkschriften.de, 4. Februar 2007

#### **Zu «Der tote Vater»**

- Brigitte Helbling, Welt am Sonntag, 9. Dezember 2007
-

**Ronald Pohl, Der Standard, 18./19. März 2006**

### **Als König Artus die Bombe hassen lernte**

*Postmodern: Donald Barthelmes fantastischer Kurzroman «Der König»*

Königin Ginevra, von ihrem im Felde weilenden Gemahl Artus sträflich vernachlässigt, frönt einem exzentrischen Hobby: Sie lauscht, sofern sie nicht auf die britische Aue hinauseilt, um sich von den Sonnenstrahlen des Wonnemonats Mai kitzeln zu lassen, vor dem Radio den hasserfüllten Tiraden des Dichters Ezra Pound, der vom faschistischen Exil in Italien aus die «jüdischen Machenschaften» von Roosevelt und Konsorten mit Geifer belegt.

Wir schreiben in *Der König*, dem letzten Roman des großen, leider etwas in Vergessenheit geratenen postmodernen US-Autors Donald Barthelme (1931-1989), in etwa das Jahr 1940. England liegt mit den «Teutonen» im Krieg. Die Luftwaffe verheert die englischen Industriestädte, und der steinalte König Artus, dessen Ritter in alle britischen Himmelsrichtungen ausschwärmen, um Eidechsen zu erlegen und Pfadfinderinnen Glückskekse abzukaufen, sorgt sich um seinen Nachruf in der Times. Die wackeren Edelleute, sonst gar minniglich gesonnen, messen Artikellängen in der Tagespresse eifersüchtig mit dem Lineal nach. Sir Lanzelot hegt gar die Befürchtung, als Fahrstuhlführer seinen Lebensabend verbringen zu müssen: Es liegt unverkennbar so etwas wie Abschiedsstimmung in der höfischen Luft ...

Die Verdrehtheit dieser Welt, in der verschiedene Zeitzonen und Kulturstufen so gedeihlich miteinander harmonieren, meint zugleich auch ihr Geraderücken. Von den sturköpfigen Exponenten der Tafelrunde Anstand lernen heißt zum Beispiel, auf den Bau der Atombombe aus ethischen Gründen Verzicht zu leisten. Die «Postmodernität» Barthelmes äußert sich unter anderem in der rücksichtslosen Gleichbehandlung der Überlieferungsbrocken: Wer sinnvollerweise Geschichte nicht am Grade der Vervollkommnung misst, die das Menschengeschlecht zu erlangen vorgibt, der wird das «Gerümpel» des Mittelalters nicht einfach der Asservatenkammer zuschlagen – und diese mit überlegener Miene versiegeln.

Es ist dem Urs-Engeler-Verlag gar nicht hoch genug anzurechnen, dass er Barthelmes gelehrten, dabei hoch komischen Dialogroman in frischer Übersetzung vorlegt. Der Amerikaner, relativ jung an Krebs gestorben, verblüffte vor allem die Leser des New Yorker mit einer Fülle von Shortstoriys, in denen er Tonfälle, Intonationen und Gemütslagen überlegen wechselte wie andere Autoren nicht einmal ihren Bleistift. Die Postmoderne, die heute wie ein längst vergangenes Kulturkapitel aus den tiefen 80ern des vergangenen Jahrhunderts anmutet, kehrt unverhofft wieder: als Aufforderung, der Graustichigkeit der geläufigen Wirklichkeitsverlautbarungen mit einem gezielten Wurf des literarischen Farbkübels abzuhelfen.

---

**Beat Mazenauer, Der Bund, 13. April 2006**

## **Rittertum und zweiter Weltkrieg**

«Schreiben ist ein Vorgang, der mit dem Nicht-Wissen zu schaffen hat, dem Erzwingen des Was und Wie.» In seinem letzten Roman «Der König» schien Donald Barthelme (1931–1989) seinem eigenen Credo nochmals Nachachtung verschaffen zu wollen. Er schickt darin König Artus mit seinen Rittern in den Kampf gegen die Nazis. In schönster postmoderner Erzählweise lässt er Welten und Zeichen aufeinanderprallen, ohne dass ein wissender Erzähler ordnend vermitteln würde.

«Der Krieg ist eine Frage. Die Antwort kenne ich nicht»: Mit diesen Worten spricht eine Strassenräuberin dem Autor wohl aus dem Herzen. So absurd die Begegnung von Rittertum und Zweitem Weltkrieg auf den ersten Blick anmutet, so konsequent schärft Barthelme die daraus entstehenden Dissonanzen. Artus und sein Gefolge, allen voran Lancelot, repräsentieren die traditionellen Symbol- und Zeichenstrukturen, die im modernen England zwar erkannt werden, deren reale Bedeutung sich aber auf Mythos und Nostalgie beschränkt. Lancelot sagt, worum sich alles dreht: Die Demokratie und der mit unpersönlichen Fernwaffen geführte Krieg sind eine «Beleidigung des Soseinsollens». Von König Artus fordert er daher die Wiederherstellung der alten Norm. Vergeblich, denn der König ist machtlos. Er verhindert zwar die Herstellung eines neuen Grals – die alles zerstörende Bombe –, weil es seiner Ritterethik zuwiderläuft, den Weltenlauf aber hält er nicht auf. Barthelme nimmt auf schräge, witzige Weise die Frontlinie zwischen Tradition und Moderne aufs Korn und verleiht seinem Nicht-Wissen zumindest unterschwellig Erkenntniswert.

---

**Joachim Büthe, DeutschlandRadio Büchermarkt, 24. Mai 2006**

## **Sir Lancelot im zweiten Weltkrieg**

*Donald Barthelme lässt Geschichte und Legende verschmelzen*

«*Schau da drüben! Es ist Lancelot!*»

«Wie schnell er ist!»

«Als werde er von einem Dämon getrieben!»

«Die prächtigen Muskeln seines Pferdes bewegen sich rhythmisch unter dem durchnässten Fell von selbigem!»

«Bei Gott, er ist in ungeheurer Eile!»

«Aber jetzt stoppt er das Pferd und sitzt für einen Moment da, gedankenverloren!»

«Jetzt wackelt er mit seinem großen Kopf in affiger Manier.»

«Er reißt die Stute herum und gibt ihr die goldenen Sporen!»

Ja, es ist Lancelot, aber er ist im falschen Film oder auf der falschen Bühne. Das kann passieren, wenn man eine unsterbliche Figur der Weltliteratur ist. Wir befinden uns im England des 2. Weltkrieges und die Ritter der Tafelrunde, allen voran König Artus und Ginevra, sind noch da und in der Verantwortung. Sie wissen von ihrem Premier Winston, dessen Vorstellungen von Kriegführung von den ihren abweichen, sie hören Ezra Pound und den englischen Propagandisten Hitlers, Lord Haw-Haw, im Radio. Auch ein polnischer Gewerkschaftsführer hat seinen kurzen Auftritt, obwohl mit ihm in dieser Zeit noch nicht zu rechnen ist. Doch er bewegt sich im gleichen Raum und dieser Raum ist der Kopf des Autors. Dort mischen sich nicht nur die alten Mythen mit Figuren der Geschichte und Gegenwart, sondern auch die alten Werte samt ihrer Verirrungen mit den Zumutungen der Medien, mit Boulevard und Propaganda.

«*Gawain hat einer edlen Jungfrau den Kopf abgeschlagen. Aus Versehen. Schon wieder.*»

«*Gott im Himmel*», sagte Artus. «*Wer war sie?*»

«*Eine Tochter von König Zog. Ich glaube, ihr Name war Lynet.*»

«*Dann wird Albanien unter Waffen stehen*», sagte Artus. «*all der Hass der Albaner auf die Italiener, umsonst. Gawain erwischt sie immer beim Abblitzen, die edlen Jungfrauen. Er führt einen Schlag, der Schlag prallt vom Brustharnisch des Gegners oder was auch immer zurück und trennt den Kopf der daneben stehende Dame ab. Es ist viel zu oft passiert. Lässt uns in der Presse nicht gut dastehen. Haw-Haw hat Bemerkungen darüber gemacht.*»

Im Umgang mit der Presse sind die edlen Ritter ganz gegenwärtig. Wie die heutigen Stars und Sternchen sind sie Bewunderung gewohnt und eitel genug. Sie geben Interviews, ärgern sich, wenn der Boulevard ihre Liebschaften durchhechelt und sorgen sich um ihre Nachrufe in den seriösen Zeitungen. Wie Barthelme die vielgestaltigen Motive der Artus-Sage und die Lebensverhältnisse des 20. Jahrhunderts mit der ihm eigenen Lakonie verwebt, das ist immer nachvollziehbar und absurd zugleich. Inwiefern und auf welche Weise der rote Ritter rot, der schwarze Ritter schwarz und der braune Ritter braun ist, sei hier nicht verraten. Zweimal das gleiche Muster wendet Barthelme jedenfalls nicht an und der Fehler, eine Idee über Gebühr zu strapazieren, ist einem so ökonomischen Autor ohnehin fremd. Die Komik, die sich aus dem Zusammenprall der Lebenswelten, aus der Gleichzeitigkeit in der Ungleichzeitigkeit ergibt, lässt er sich allerdings nicht entgehen. Sie allein wäre schon Grund genug, dieses schmale Buch zu mögen, doch sie charakterisiert es nicht hinreichend. So wie die Neuzeit die Nichtigkeiten des Ritterlebens beleuchtet, so enthüllt deren Kodex die Monstrosität der Neuzeit, und dieses Verfahren gibt dem Buch seine Brillanz und Schärfe. Spätestens, wenn die Suche nach dem Gral sich in der Formel der Atombombe erfüllt hat, möchte man sie zurückhaben, die Ritter der Tafelrunde.

*Artus nahm die drei Zettel und riss sie in Fetzen.*

*«Wir werden es nicht tun», sagte er. «Ich kann es nicht gestatten. Das ist nicht die Art, wie wir Krieg führen.»*

*«Wenn nicht wir», sagte Sir Kay, «dann jemand anderes. Da könnt Ihr sicher sein. Höchstwahrscheinlich der Feind.»*

*«Das kann sein», sagte Artus. «Trotzdem, wir werden es nicht tun. Das Wesen unserer Berufung ist richtiges Verhalten, und dieser falsche Gral ist keine ritterliche Waffe. Ich habe gesprochen.»*

*«Warum nur, Artus!», rief Lanzelot. «Das ist unfassbar! Etwas von dieser Größenordnung nicht tun? Ich glaube nicht, dass es in der Geschichte der Menschheit einen König gab, der etwas, von dieser Größenordnung nicht getan hat.»*

*«Es ist eine Fähigkeit, an der ich lange gearbeitet habe», sagte Artus. «Ich nenne sie die negative Befähigung.»*

*«Das stellt mein Vertrauen in das Soseinsollen vollkommen wieder her», sagte Lanzelot.*

Donald Barthelme war in den sechziger und siebziger Jahren Bestandteil der Suhrkamp-Kultur. In den achtziger Jahren sind seine Bücher bei Klett-Cotta verlegt worden. Dieses, sein letztes, Buch erschien im Original 1990. Es hat 16 Jahre gedauert, und es musste einmal mehr der verdienstvolle Urs Engeler sein, der dieses Kleinod jetzt endlich zugänglich macht. Weitere Bücher von Barthelme sind auf Deutsch nicht lieferbar. Auch die Buchindustrie hat sich inzwischen eine negative Befähigung erworben. Sie ist entschieden unerfreulicher als die des König Artus.

---

## **Thomas Leuchtenmüller, Neue Zürcher Zeitung, 9. September 2006**

*Juwel der Postmoderne*

*Donald Barthelmes Roman «Der König»*

Das Stöbern in San Franciscos «City Lights Bookstore» ist eine Expressfahrt in die Vergangenheit. 1953 als erster Taschenbuchladen Amerikas gegründet und immer noch mit der Hausnummer 261 an der quirligen Columbus Avenue im Stadtteil North Beach zu finden, gewährt der «City Lights» seinen Hausgöttern, den Ahnen und Autoren der Beat-Generation, viele Regale in eigenen Räumen. Was immer William Burroughs, Allen Ginsberg oder Jack Kerouac publizierten oder über sie verfasst wurde – hier steht es. Gleich stösst der Besucher auf einen Band, der Burroughs' Briefe an Ginsberg versammelt. Und in verzweifelten Zeilen von 1954 taucht ein wesentliches Moment postmoderner Literatur auf, summiert in den Worten: «Alles, was ich schreiben kann, sind Teile eines Romans.»

Das Fragmentarische der Darstellung, gepaart mit obszönen Bildern und offener Diktion, machte Burroughs bald zum Erkennungszeichen seiner Veröffentlichungen. Ebenbürtige Landsleute der jüngeren Generation, darunter John Barth, Robert Coover und Donald Barthelme, legen bei ihren Stück-Werken indes auch Wert darauf, mimetische Konventionen zu ignorieren und das Erzählen selbst zu thematisieren. Barthelme (1931 bis 1989) gelang es früh, im Roman «Snow White» (1967; dt. «Schneewittchen»), Charaktere und Handlung weitestgehend zu marginalisieren, um Medium und Material der Darstellung – die Sprache – ins Zentrum zu rücken. Struktur bekommt der Text durch sein Verhältnis zu Begebenheiten der Vorlage, deren Titel Erwartungen weckt, die nicht erfüllt werden. Damit eröffnet sich die Möglichkeit zur Parodie, die der Autor von «City Life» bis zum Roman «Paradise» perfektionierte.

Markant war in Barthelmes Schaffen die Konzentration auf den Dialog, der im letzten, postum erschienenen Roman, «The King», ebenfalls eine wichtige Rolle spielt. Maximilian Schäfer hat das 1990 vorgelegte Original nun – im Ganzen glücklich – unter dem Titel «Der König» erstmals ins hiesige Idiom übersetzt, und der Verlag Urs Engeler Editor offeriert mithin das zurzeit einzige auf Deutsch lieferbare Buch Barthelmes. Bildeten biblische Geschehnisse oder Kafkas «Brief an den Vater» den Grundstoff früherer Werke, so ist es diesmal der Sagenkreis um den tapferen König Artus. Dessen Vorbild war wohl ein britannischer Heerführer, der um 500 sein Volk gegen die Invasion der Angelsachsen verteidigte. Der Amerikaner verlagert die Handlung in das von den Nationalsozialisten heftig bombardierte Grossbritannien des Jahres 1940.

Artus wirkt sympathisch, weil er ein anständiger Krieger, sonst aber unvollkommen ist. Keinesfalls möchte er eine Atombombe einsetzen, viel lieber stürzt er sich mit den konventionellen Waffen eines Ritters ins Hauen und Stechen. Eine offene Zweierbeziehung führt der Herrscher mit Königin Ginevra, andere mythische Figuren, zum Beispiel Lanzelot und sein Antagonist, der böse Mordred, treten ebenso auf wie historische Personen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, inklusive Winston Churchill und Ezra Pound. Der Autor spickt die Handlung zum einen mit Versatzstücken des Ritterromans, zum anderen mit Fingerzeigen auf jüngere Ereignisse – so geht es am Rande um den Streik der Danziger Werftarbeiter unter Führung Lech Walesas. Wie in Dürrenmatts Drama «Romulus der Grosse» oder in Monty Pythons Artus-Film «Die Ritter der Kokosnuss» entsteht die Komik durch unzählige Anachronismen.

Was will uns Barthelme am Ende mitteilen? Kurz gesagt, wir lesen einen Roman, der schon ohne Theoriekenntnisse erfreut und obendrein mit seiner postmodernen Konstruktion wichtige Belange literarischer Avantgardisten des 20. Jahrhunderts zum Ausdruck bringt. Der Schriftsteller erweist

sich neben anderem als ein Anhänger Alain Robbe-Grillet's, der die Instanz des allwissenden Erzählers und die Einheit von Ort und Zeit mit dem Hinweis ablehnte, derlei erzeuge eine Illusion von Ordnung und Bedeutung, die der heutigen Erfahrung von Diskontinuität und Zufall widerspreche. Barthelme setzt ferner dem Leiden unter der Massenproduktion von Zeichen die Lust an der Auswahl sprachlicher Relikte entgegen. Das Vertraute wird auf diese Weise verfremdet und erneuert, derweil der Leser vom Konsumenten zum Produzenten des Sinnes avanciert. Chapeau!

---

**Nicolai Kobus, die tageszeitung, 30. September 2006**

## **Hegel im Harnisch**

*«Der König»: Der letzte Roman von Donald Barthelme, einst Mastermind der Postmoderne*

Wenn Monty Python keine so albernem wie intelligent durchtriebenen Filme gedreht, sich als Gruppe nicht aufgelöst und fürderhin nicht noch vereinzelt am Mainstream geleckert hätten, vielleicht hätten sie dann irgendwann – vermutlich Ende der Achtziger – angefangen, Bücher zu schreiben. Über die Artussage zum Beispiel. Bücher wie die von Donald Barthelme zum Beispiel: albern, mit Botschaft, furchtbar gescheit, aber ohne sinnfreie Dispute über das zulässige Gesamtgewicht afrikanischer oder europäischer Schwalben zum Beispiel.

König Artus ist schwer beladen. Er steckt mitten im WK2, hat die Streitmächte Albions zu befehligen, taktische Finten zu erdenken und diplomatische Spitzfindigkeiten zu deuten. Die Altersweisheit nagt schon sehr an seiner Führungsrolle, derweil vom Festland her ein gewisser «Haw-Haw» großdeutsche Expansionserfolge in die Welt hinaus bellt, sekundiert von «Ezra», der aus Italien via Rundfunk kryptischen Antisemitismus beisteuert, meist kaum verständlich: «Es rauscht sehr. Typisch Ezra.» Die Königsgattin Ginevra vögelt unterdessen so ziemlich jeden Ritter, der nicht bei drei wieder auf dem Pferd sitzt und deren gibt es einige: den Roten, den Braunen, den Blauen und den Schwarzn. Letzterer trifft selbstredend und sagengemäß bei Gelegenheit auch auf den ebenso umwobenen Lanzelot. Statt im professionellen Hauen und Stechen (es sind gerade mal keine Drachen zu erlegen) verlieren sich die bei den Ritter aneinander – beim Picknick, bei gepflegter Konversation über Burtons «Anatomie der Melancholie» und beim Rasonnieren über Sinn und Zweck ihres Berufsstands: «Ich verbringe mein ganzes Leben damit, auf etwas draufzuhauen, sagte Lanzelot. Ist das die beste Lebensweise?»

So weit, so wirr. Irgendwann gelangt Artus über Umwege in den Besitz einer Formel zum Bau der Atombombe, die einzusetzen er sich jedoch nach reiflicher Überlegung weigert: «Es ist eine Fähigkeit, an der ich lange gearbeitet habe, sagte Artus. Ich nenne sie negative Befähigung.» Die übrige Tafelrunde reagiert auf diesen Beschluss recht emotional: «Lang lebe der König!, riefen alle aus, und Tränen barsten ihnen aus den Augen, und sie sanken ohnmächtig zu Boden.»

Donald Barthelmes Kleinstroman «Der König» ist ein bisschen wie Monty Pythons «Ritter der Kokosnuß» für Philosophen mit Schwerpunkt in praktischer Ethik. Das Problem ist nur, dass den Damen und Herren Philosophen dieser hochgradig verfeinerte, mit literarischen Anspielungen gespickte, in ein Netz kulturgeschichtlicher Interferenzen eingesponnene und dennoch amtlich alberne Humor zumeist vollständig abgeht.

Barthelme starb 1989 im Alter von bescheidenen 58 Jahren. In den USA galt er seit den 60er Jahren als eine Art Mastermind der amerikanischen Postmoderne. Suhrkamp hatte ihn eine Zeit lang im Programm. Das ist auch schon wieder eine Weile her. «Der König» ist Barthelmes letzter Roman, 1990 posthum im Original erschienen. Maximilian Schäfer hat ihn jetzt in ein hollywoodeskes und selbstironisches Lanzen-Hegel-und-Harnisch-Deutsch übertragen. Es ist derzeit die einzige auf Deutsch verfügbare Arbeit Barthelmes. Ritterliche Treue und Langmut sind offenbar aussterbende Tugenden.

---



## Ritter vs. Nazis

Schon früh hat der Suhrkamp-Verlag seine literarische Bedeutung erkannt. Donald Barthelme war neben Ron Padget der bedeutendste jüngere postmoderne US-Autor, den Rolf Dieter Brinkmann in «Acid» vorstellte. Die Postmoderne war damals noch etwas anderes als das, wofür sie heute gilt, nämlich die spielerische Reaktion auf den Verlust frühauflärerischer Wahrheitsbegriffe.

Suhrkamp jedenfalls brachte ein paar Romane und Erzählungen, in den achtziger Jahren nahm Klett-Cotta den Faden auf. Seit dem Tod Barthelmes, der 1989 als 58jähriger dem Krebs erlag, ist es hierzulande still um ihn geworden. Dass der engagierte Verlag Urs Engeler Editor in Basel nun den letzten Roman Barthelmes, «Der König», erstmals auf Deutsch vorgelegt hat, verdient so sehr Respekt, wie es die vormaligen Verlage beschämen sollte.

«Der König» ist wie alle späten Romane Barthelmes als Grotteske angelegt und spielt mit literarischen Traditionen. Wie so oft nimmt Barthelme Figuren aus einem Märchen- oder Sagenstoff und konfrontiert sie mit der Neuzeit; in diesem Fall müssen König Artus, Lanzelot und andere Ritter England schützen, während die Nazis aufgerüstet haben, Frankreich überfallen und London bombardieren.

Die Situation ist gespannt, «Winston» reagiert, Artus zufolge, nicht angemessen, die Ritter müssen sich mit Dingen herumschlagen, die sie nicht interessieren. Gewerkschafter haben eine Lokomotive an die Gleise geschweißt, um ihre Forderung nach mehr Geld zu unterstreichen, Pläne zum Bau der Atombombe werden der Tafelrunde zugespielt, die Nachrufe in der Times sind nicht mehr so gut wie früher, es gibt sogar Kommunisten im Ritterstand. Dabei wollen die Ritter der Tafelrunde eigentlich nur Ehrevolleres tun: Gegner niederkeulen, Zaubewälder durchreiten, ihre Söhne ermorden.

Was anderen Autoren schnell zur allzu simplen Geschichte geraten würde, bleibt bei Barthelme ambivalent. Das Leiden der Ritter ist komisch, doch auch verständlich, die Neuzeit erscheint schrecklich, ist aber nicht schlechter als die «gute alte Zeit». Dass etwa die Bombardierungen die Ritter verzweifeln lassen, macht sie noch grausamer, weil sie zugleich den «ehrlichen» Zweikampf und das Knappenwesen loben. Artus selbst würde gern sterben, darf sich aber (der Nachrufe wegen) nicht selbst töten. Daher wartet er ungeduldig auf ein Attentat oder den Tod in der Schlacht.

«Der König» ist von großer Komik. Wenn Lanzelot die Philosophie des «Soseinsollens» entwickelt, muss man laut loslachen. Wie schrieb Thomas Pynchon? «Barthelme ist einer aus der Handvoll amerikanischer Autoren, die den Rest von uns schlecht aussehen lassen.»

---

## Dieter Wenk, Kultur und Gespenster, #1, Sommer 2006

In seiner Multimediainstallation «Rats and Bats» von 1988 bietet Bruce Nauman eine seltsame, weil schwer nachvollziehbare Handlung zur Beurteilung an. Ein langhaariger Typ schlägt wie besessen auf einen Sack ein, und er macht nichts anderes. Im Untertitel der Arbeit Naumans ist von «Learned Helplessness» die Rede. Auch der Betrachter weiß im Grunde nicht, wie es weitergehen könnte. Auch er macht auf seine Art weiter. Dabei gab es einmal eine Zeit, wo Draufhauen durchaus sinnvoll war und sogar zu Anerkennung führte. Aber weit weg sind die heroischen Tage des Kampfes zwischen Mann und Mann. Und selbst in der ritterlichen Ära des Mittelalters scheinen sich Zweifel an der Prädominanz dieser körperlichen Aktion gemeldet zu haben, wie uns einer der Recken in *Der König* bereitwillig mitteilt: «Ich verbringe mein ganzes Leben damit, auf etwas draufzuhauen», sagte Lanzelot. «Ist das die beste Lebensweise?» Der Leser hat es hier jedoch nicht nur mit einer einfach gebrochenen, sondern mit einer mindestens doppelt gebrochenen Figur zu tun, denn dieser Lanzelot spricht nicht in einer modernen Übersetzung eines mittelalterlichen Epos, sondern scheint gerade selber auf einer Bruce-Nauman-Show gewesen zu sein, die ihm diesen larmoyanten Satz eingab. *Der König* ist Donald Barthelmes letztes Buch, postum herausgebracht, 1990, ein Jahr nach seinem Tod. *Der König* ist weder Epos noch Roman, er ist eine zu 99 Prozent aus Dialogen bestehende Nummernrevue, die es an Unterhaltsamkeit, Witz, Eleganz und Kurzweiligkeit mit so ziemlich allem aufnehmen kann, was in der letzten Zeit publiziert worden ist. Und was gibt es Interessanteres, als weit voneinander entfernte Zeiten direkt aufeinander prallen zu lassen. Nicht wir als Leser steigen ein in die Zeitmaschine, sondern der Autor lässt die alten Recken einfach ein bisschen länger leben, sodass König Artus mit seiner Runde sich den Kopf darüber zerbrechen darf, wie in Zeiten der Moderne noch ehrenhaft gekämpft werden kann. Der Gral mutiert hier zur Atombombe, die der König aus moralischen Gründen strikt ablehnt, noblesse oblige. Hin und wieder stoßen die Ritter auf ihresgleichen, und dann hauen sie wieder, bis die Fetzen fliegen, und am Ende steht meist Freundschaft. Natürlich sind das Marginalien im Vergleich zu dem auf der Höhe der Zeit stehenden Verbreitungsmedium des Rundfunks, dessen aktive Nutzer ohne die Mühe körperlichen Einsatzes den letzten Schrott in die Hirne aufnahmewilliger Zeitgenossen hämmern wie etwa der Deutschland-freundliche Pamphletist Haw-Haw oder der aus dem Leben gegriffene Ezra (=Pound), einer dieser zahlreichen Intellektuellen, die sich nicht zu schade waren, den antisemitischen Blödsinn nachzuplappern. Natürlich sind auch Ritter nicht vollkommen. Aber immerhin hatte man damals noch nicht ein so beschränktes Verständnis von Liebe, das sich auch um 1940 noch nicht dem bürgerlichen Tugendkatalog zu unterwerfen gedenkt. Diese Ritter machen das, was ihnen Spaß macht. Öffentliche Meinung? Kennt man nicht. «Schließlich und zusammengefasst, Abstrahieren und auf das Wesentliche Reduzieren ist, was ein König tut ...» Knapper und besser kann man es nicht formulieren, was Donald Barthelme auf diesen 170 Seiten tut, er ist ein Minimalist im postmodernen Gewand, aber es ist nicht die textuelle Postmoderne, die Barthelme selbst zum Beispiel im *Toten Vater* zum Besten gab (mit dem Ergebnis, unlesbar zu sein), sondern eher die situative Variante der narrativen Postmoderne eines John Barth, zusammengezurrnt auf das leserfreundliche Format eines mittellangen Comic. Man muss diesem König nicht huldigen, aber er verdient alle Leser.

---

## Lanzelot reitet weiter

“Schau, da drüben! Es ist Lanzelot!”

“Er reitet und reitet...”

“Wie schnell er ist!”

“Als werde er von einem Dämon getrieben!”

“Die prächtigen Muskeln seines Pferdes bewegen sich rhythmisch unter dem durchnässten Fell von selbigem!”

“Bei Gott, er ist in ungeheurer Eile!”

Das Leben ist nicht leicht für Ritter Lanzelot. König Artus regiert souverän im soundsovielhundertsten Jahr seiner Herrschaft. Er und die Großen der Tafelrunde fechten im 2. Weltkrieg gegen die Nazis. Außerdem müssen ein paar alte Erzfeinde besiegt werden. Doch Lanzelot erkrankt an der Melancholie des Helden. Beim Pausenpicknick zwischen zweimal Hauen und Stechen klagt er dem Schwarzen Ritter die Probleme seines Berufs.

“Ich verbringe mein ganzes Leben damit, auf etwas draufzuhauen”, sagte Lanzelot. “Ist das die beste Lebensweise?”

Vielleicht nicht, aber der Bericht über diesen Ritter und seinen Herrn Artus ist sehr vergnüglich geraten. “Der König” von Donald Barthelme ist das komischste Buch, das ich in den letzten Jahren gelesen habe. Der extrem beschleunigte (und in ein ebenso atemloses wie geschmeidiges Deutsch übertragene) Stil setzt fast ausnahmslos auf groteske Dialoge, die eine rasch vorwärtsstürmende Handlung entfalten.

Trotz des verschrobenen Humors: Die bissig-satirische Oberfläche ist verdüstert, denn Artus denkt wehmütig an die Zeiten zurück, als die Leute noch ritterlich waren. Damals war manches einfacher, doch der König kann einer Entscheidung nicht ausweichen. Der Zufall hat ihm die Atombombe in die Hände gegeben, und er erweist sich als Mann von gestern:

“Ich habe auf einen Vorteil verzichtet. Es wäre ein wunderbarer Vorteil für unsere Seite gewesen. Ich habe nein gesagt. Weil ich es für unmoralisch hielt.”

Donald Barthelme ist der Erfinder dieser neuen, aber nicht modernen Artus-Geschichte. Sie ist im besten Sinne postmodern, denn sie unterläuft die Geschichte des 20. Jahrhunderts mit den Mitteln der Groteske. Es fällt mir schwer, dieses letzte Werk von Barthelme nicht als eine Art Testament zu sehen. Der Autor hatte nur wenig Zeit für das Buch. Es ist kurz nach seinem Tod 1989 erschienen, und er wird es wohl im Sturmlauf geschrieben haben, dem Tod immer eine Nasenlänge voraus. So ist es rasend schnell geworden, umwerfend komisch und ein kleines bißchen traurig.

“Ich verliere ihn aus dem Blick, seine Gestalt schrumpft und schwindet!”

“Ich kann ihn noch sehen, immer kleiner und kleiner in weiter Entfernung!”

“Er reitet und reitet ...”

---

**Brigitte Helbling, Welt am Sonntag, 9. Dezember 2007**

## **Familienausflug mit sprechendem Leichnam**

*Neuentdeckung eines fast vergessenen Autors: Donald Barthelmes «Der Tote Vater» wird endlich wiederveröffentlicht*

Der Feierabend ist da, neun Drinks stehen auf dem Beistelltisch, daneben sitzt der verheiratete Erzähler, das überfütterte Kind auf dem Schoß, und zieht Bilanz: «Unseren Abenden fehlte es an Verheißung.» Stattdessen ist da ein Grollgefühl, «Korrektur: Wohlgefühl», das von den Drinks getragen so lange anhält, bis das Kind eine nicht unvernünftige Bitte formuliert: «Kann ich ein Pferd kriegen?»

«Critique de la Vie Quotidienne», Kritik am Alltag, heißt diese Geschichte, der Titel geliehen vom Philosophen Henri Lefevre, die Erzählung selbst eine makellose Perle von Donald Barthelme, der in den 60er- bis 80er-Jahren viele solcher Perlen geschrieben und meist im «New Yorker» veröffentlicht hat.

Sammelbände seiner Geschichten findet man auf Deutsch nur im modernen Antiquariat. Seine Fans sind so fanatisch wie der Wortursprung besagt. Für den Rest der Welt scheint Barthelme verzichtbar, seit seinem Tod 1989 kaum mehr als eine Fußnote, der coole Paradiesvogel jener Gauklertruppe, die als literarische Postmoderne der USA einst vormachte, was das heißen könnte: Alles ist erlaubt.

Barthelme, der in Texas aufwuchs und den größten Teil seines Lebens in New York verbrachte, hat neben 145 Erzählungen vier Romane geschrieben, die Titel tragen wie «Schneewittchen» oder «Paradies» oder «Der König» (nach König Artus), und alle seine Texte kombinieren Elemente aus Mythen, Literatur, Wissenschaft, Fernsehkonsum und Zeitgeist und Zeitgelaber zu merkwürdigen Objekten, die an Collagen von Max Ernst oder Kurt Schwitters erinnern; rückwärtsgerichtet oder weit ihrer Zeit voraus.

Das preisgekrönte Kinderbuch «Mathilde oder die Feuerwehr, die nicht ganz so war, wie sie sein sollte» hat Harry Rowohlt übersetzt. Überhaupt hat Barthelme im Deutschen viele Autorenübersetzer angezogen, wie Hans Wollschläger, Adolf und Hanna Muschg, Marianne Frisch, Martin Kluger. Dabei ist er so unübersetzbar wie ein Stand-up-Komiker, der jede Intonation, jede Geste, jede Pause seiner Nummer über Wochen und Monate perfektioniert hat. Natürlich ist das ein Grund, warum sich so viele Autorenkollegen für ihn interessieren.

Gerade erlebt Donald Barthelme in den USA wieder eine kleine Renaissance. Thomas Pynchon hat vor einigen Jahren eine fast stammelnde Einführung zu seinen «Writings» geschrieben. Dave Eggers hat einer Kollegenfeier des «Barthelmismo» die Hälfte der neusten Ausgabe seines «McSweeney's Magazine» eingeräumt, eigentlich das Sprungbrett zum Ruhm für junge Autoren. Für viele scheint Donald Barthelme eine Art Guru. Anders als Ernest Hemingway oder Raymond Carver taugt er nicht zum Vorbild: Seine Magie lässt sich dekonstruieren, aber nachbilden? Vergiss es, Bruder.

Lesen muss man ihn, und nach Suhrkamp in den 70ern und Klett-Cotta in den 90ern ist jetzt der kleine Urs-Engeler-Verlag in die Bresche gesprungen. «Der König» erschien im vorigen Jahr, der die Geschichte von Lancelot und Ginevra hinreißend abwegig in den Kulissen des Zweiten Weltkriegs schildert. In diesem Jahr folgte eine Neuauflage der Übersetzung von «Der Tote Vater» von 1977, Barthelmes ehrgeizigster und monströsester Roman, ein Familien-Roadmovie mit sprechender Leiche.

«Es gibt 22 Arten von Vätern, von denen nur 19 wichtig sind. Der narkotisierte Vater ist nicht wichtig. Der löwenähnliche Vater (selten) ist nicht wichtig ...» Beide Bücher bieten Neulingen 2007 einen würdigen Einstieg ins Werk eines Autors, über den ein Kritiker 1967 schrieb: «Barthelmes Löwe wird in den nächsten Monaten schon lahm klingen ... Wir müssen uns nur zurücklehnen und zuschauen, wie das passiert.»